

Predigt zum 1. Advent

(Evangelium nach Matthäus 24, 29-44)

von Pfr. Dr. André Golob

Wie letzten Sonntag haben wir auch heute eine apokalyptische Rede gehört. Und wer vorhin beim Vortrag über das neue Lesejahr aufgepasst hat, dem wird das synoptische Moment nicht entgangen sein. Das Gleichnis vom Feigenbaum haben wir z.B. nahezu wortgleich, heute bei Matthäus, letzten Sonntag bei Lukas, gehört. Lukas hat es von Matthäus einfach übernommen.

Davon abgesehen ist es aber schon ein heftiger Start ins neue Kirchenjahr und in den Advent. Die Rede ist von Sintflut, von Zerstörung, von der Vernichtung des einen und der Rettung des anderen. Ich möchte noch einmal kurz auf die Bedeutung solch mythologischer Bilder eingehen, auch wenn ich das schon oft getan habe. Aber es macht immer wieder Sinn – vor allem für jene, die noch nicht so lang an unseren Gottesdiensten teilnehmen – die Bedeutung solcher Endzeitreden mit ihren drastischen Bildern zu erklären. Denn ohne theologisches Hintergrundwissen könnten diese Ankündigungen womöglich wörtlich genommen werden, als Ankündigungen realer blutrünstiger, von Gott hervorgerufener Naturkatastrophen. Wir haben schon letzten Sonntag darauf hingewiesen, dass diese Sichtweise grotesk ist - in Anbetracht unseres liebenden Vaters im Himmel.

An dieser Stelle also noch einmal ein paar klärende Worte zu solchen Darstellungen.

Es gibt zwei mythologische Formen, die wir betrachten wollen. Die erste Form bilden die Urzeit-Erzählungen der Völker, die Geschichten von der Entstehung der Welt und des Menschen am Anfang der Zeiten. Denke dir – so schlagen sie vor – alle Dinge der bestehenden Welt fort, räume beiseite, was dich umgibt, und versuche dir eine Welt vorzustellen, in der nichts existiert, die leer ist. Dann machst du die Erfahrung Gott zu begegnen als der einzigen Wirklichkeit. Ihn kannst du nicht wegdenken, weil er der Ursprung, die Ursache von allem ist – der unbewegte Bewege, so nennt ihn Aristoteles.

Die zweite Form, von Gott und Mensch wesentlich zu sprechen, bildet die Apokalyptik. Stelle dir vor – so lautet *ihr* Vorschlag –, dass alle Dinge der Welt, am

Ende der Tage in Nichts zurück sinken. Und frage dich, was dir noch bleibt in Anbetracht der Vergänglichkeit alles Geschaffenen. Dann wirst du auf Gott treffen als auf die einzige Macht, die dich durch die Nacht geleitet und über den Abgrund trägt.

Beides verweist uns ganz zentral auf Gott. Was bei beiden mythologischen Bildern bleibt, wenn alles im Nichts versinkt, ist Gott.

Nichts zeigt uns dramatischer und bildhafter, wie bedeutungslos und nichtig unsere selbstgeschaffene Welt ist, unser Alltag, unser Wohlstand, unser Eigenheim - alles ist Tand aus Menschenhand, sagt Berthold Brecht in seinem Gedicht vom Baal. Viele erkennen erst auf dem Sterbebett, um was es eigentlich geht und dass das letzte Hemd keine Taschen hat. Eine ganz individuelle Apokalypse. Die unter uns, die um einen geliebten Menschen trauern, wissen wovon ich spreche.

Wenn der Tod kommt, bleibt nichts – da können wir schreien und stampfen und toben – es bleibt nichts – ja ein wenig Staub vielleicht, aber der verweht. Es ist wie bei der Apokalypse oder vor der Schöpfung. Das Einzige, was bleibt, was gerade *dann* real und überdeutlich hervortritt, ist Gott. Alles andere war nur schöner Schein. Darauf weist Jesus hin – besonders in seinen Endzeitreden, von denen wir heute eine gehört haben. Und wir müssen uns fragen: Welche Lehre ziehen wir aus diesen Worten?

Für den einen sind die apokalyptischen Worte vom Endgericht Verheißung. Für andere mögen sie eine Drohung sein. Je nachdem, wie man dazu steht.

Es sind aber keine Worte, die in die Zukunft weisen, in dem Sinne: Warte mal ab, bis Christus mit Donner und Blitz zurück auf die Erde kommt. Da zieh Dich mal warm an. Eine vollkommen falsche Interpretation. Wir sind nicht gottverlassen, wir brauchen nicht noch einige Jahre zu warten, bis er denn nun kommt. Denn er ist da. Er war nie weg. Auch das haben wir letzten Sonntag klar gemacht. Wir müssen uns nur die vielen Dinge wegdenken, wir müssen hinter die Dinge blicken, um ihn zu erkennen. Weg mit all dem Plunder und Nippes, der uns die Sicht verstellt.

Um zu verstehen, was hier gesagt werden soll, darf man sich daher - wie gesagt - keine ferne Zukunft vorstellen. Man darf nicht in See stechen wollen zu einem fernen Utopia. Nein – in uns selbst und in jedem Menschen an unserer Seite lebt vielmehr alles, wozu wir eigentlich bestimmt sind. Im Herzen eines jeden Menschen lässt sich

die Unendlichkeit des Himmels, die grenzenlose Schönheit der eigenen Seele, der Lockruf zu einer unbegrenzten Freiheit vernehmen und eben dazu wollte Jesus einen jeden Menschen auffordern.

Für manche unserer Mitmenschen ist Christus - die Liebe, die Hoffnung - aber scheinbar wirklich weg, subjektiv abwesend. Sie sehen ihn nicht, sie können ihn nicht sehen, vielleicht wollen sie es auch nicht. Vor allen an solche Menschen richtet sich die heutige Botschaft Jesu. Er wollte ihnen Mut machen, Elend und Leid beiseitezuräumen und den Traum ihres wirklichen Lebens wiederzuentdecken. Er wollte ihnen ihre Würde zurückgeben. Regelrecht angefleht hat er sie, an sein Reich zu glauben, an den Wert ihrer eigenen Person zu glauben, und die Augen aufzuschlagen für die Schönheit und Größe, die in ihr liegt und die jeden Menschen auszeichnet. Mir kommen spontan der Zöllner Zachäus in den Sinn – wie der aufblüht, als Jesus ihn auf dem Baum (übrigens auch ein Feigenbaum!) anspricht – und die vielen durch Jesus Geheilten und von fremden Mächten Befreiten.

In vielen Gleichnissen hat Jesus so gesprochen. Seine Hände haben Augen von Menschen berührt, die blind geworden waren in Einsamkeit und Hoffnungslosigkeit, die sich unter seinen Worten wieder öffneten zum Licht. Seine Hände haben die Haut von Menschen berührt, die wie verätzt war von dem Gefühl der Scham, der Unreinheit und der Verwundung durch andere. Wie sehr hat Jesus glauben wollen an die Schönheit und die Würde eines jeden Menschen! Aber bis zur Bitterkeit musste er erleben, dass man sich die Ohren zuhielt und nicht hören wollte, dass man sich die Augen zuhielt und nicht sehen wollte, dass man sich den Mund zuhielt und nicht sprechen wollte – wie die drei Affen. Denn immer findet und erfindet unser umzäuntes Leben im Ghetto der Angst Gründe, sich selbst zu schützen, sich weiter zu verbarrikadieren und sich geradezu pflichtweise vom Heil abzuschnüren.

Was ist zu tun, wenn sich Menschen schließlich so sehr mit ihrem Unleben identifizieren, dass sie furchtsam zurückschrecken vor den Möglichkeiten die Jesus ihnen offenbart. Und es gibt solche Menschen, die derart in Verstarrung verharren, dass sie nicht mehr wissen, was Träumen heißt. Es aber auch gar nicht wissen wollen und totschlagen mögen alle, die es ihnen sagen möchten – oder halt kreuzigen.

Manchmal habe ich das Gefühl, unserer ganzen Welt geht es so. Manchmal habe ich Angst, dass wir solchen Zeiten entgegen gehen, Zeiten der Umnachtung, in der kein Gut und Böse, kein Laster und keine Tugend, keine Größe und keine Niedrigkeit mehr existieren - nur noch das Einerlei und Allerlei, das alltägliche Nichts, die eigene Eitelkeit aufgeblasen zur Existenzform, als Reaktion auf Lieblosigkeit und Kaltherzigkeit.

Am Ende gibt es nur noch Bestimmungen des äußeren Zwangs. Man lebt nicht mehr, man wird gelebt und will schon gar nicht mehr wissen, wie man aus der Masse der Belanglosigkeit und Gängelung ausbrechen könnte. Wie schizophren erscheint da manchmal auch Kirche, die von vielen und mit Grund gesehen wird, als eine Institution, die Menschen eher ängstigt und bindet, als sie zur Freiheit zu rufen. Manche Kirchenrepräsentanten haben gar nicht begriffen wie revolutionär und umstürzlerisch die Lehre Christi ist. Manche haben nicht begriffen, warum man Jesus Christus hingerichtet hat – die Träume des Sohnes Gottes ausradieren wollte.

Träumen und die damit verbundene Fähigkeit zu leiden, zu leiden an der Welt, so wie sie ist, ist rar. Es war aber die Erfahrung Jesu, dass reif für das Heil eigentlich nur diejenigen sind, die Leiden noch nicht ganz verlernt haben, die die Hoffnung und die Sehnsucht nach einem anderen Leben noch nicht gänzlich aufgegeben haben, die noch fähig sind zu weinen. Solche Menschen sprach Jesus selig, Menschen, die mit aller Leidenschaft den Einbruch des Heils in unsere Welt herbeisehnen müssen. Adventliche Menschen - bei ihnen liegt die Hoffnung der Welt.

Für uns Christinnen und Christen gilt es, Menschen zu zeigen: Hinter den Dingen steht ein Gott der Freude, ein Gott, der uns liebt, trotz all unseren Unzulänglichkeiten. Wir müssen sie anstecken mit der Erwartung dieser Wertschätzung und des Angenommenseins, so dass sie gar nicht mehr an sich halten können. Wie ein Kind am Heiligen Abend müssen sie dem Glück entgegenfiebern und Schluss machen mit dem, was ist – neu anfangen.

Es gilt Kräfte freizusetzen, Sehnsüchte zu schüren nach einer menschlichen Welt. Es gilt alle Angst beizulegen, die Enge und Grenzen aufzubrechen, die Hoffnung - die in der heutigen Zeit so nötig ist - wiederzugewinnen. Dann ist Christus bei uns angekommen.

Diese Wachsamkeit für den Moment, in dem unser Leben sich wesentlich entscheidet, diese Sensibilität gegenüber unserer eigenen Menschlichkeit wollte Jesus uns nahebringen. Wachsamkeit für die Ankunft Gottes in unserem Leben – Advent – ankommen. Gott wird Mensch und damit kommt die Menschlichkeit in unsere Welt. Wie sagte einst der Meister Eckehart und später Angelus Silesius: „Ach könnte nur Dein Herz zu einer Krippe werden, Gott würde noch einmal ein Kind auf Erden.“ Wir haben es in der Hand, der Welt ein menschliches Antlitz zu verleihen. Mit Gottes Hilfe.

Amen.